Erscheint alle 14 Tage

Erscheint alle 14 Tage

Die Rama-Post

vom kleinen Coco

Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung für die Jugend

12. Jahrgang | Verlag: Die Rama-Post vom kleinen Coco, Goch (Rhld.) | Nummer 12

DER SCHLOT

VON ERNST LISSAUER

Ein Schlot ragt hoch ob eines Werkes Lärm und Brand
Rauch steigt, des Werkes Atem, durch ihn auf zum Licht.
Gebogen flattert schwer und dunkelbreit ein Band,
Das Wind aus Rauch lang in die Lüfte flicht.
Ein Schlot ragt hoch ob eines Werkes Lärm und Brand:
Ein Burgturm hält sein Banner schattend über's Land.

Aluminium.

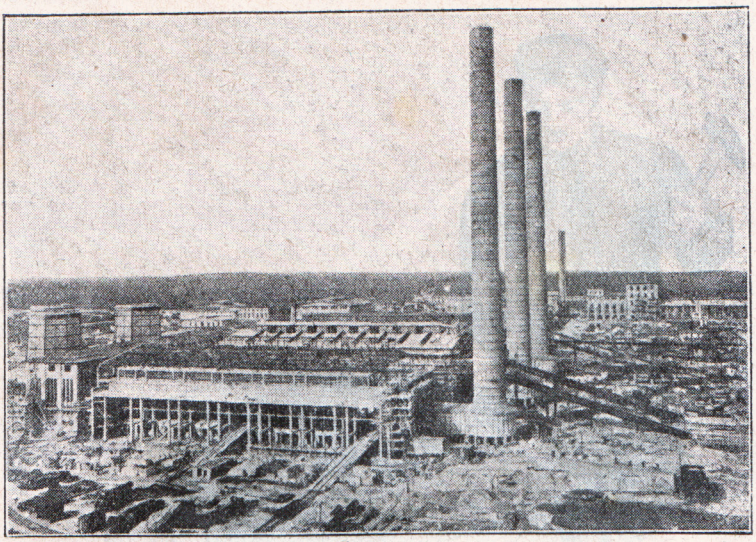
Von F. Gebhardt.

Die Aluminiumtöpfe sind Mutters Stolz, und ihr kennt sie alle und freut euch, wie leicht sie sind, wenn ihr einmal in der Küche helfen mußtet. Viel leichter als die aus Emaille, und nun gar erst die alten eisernen, von denen aus Großmutters Wirtschaft noch ein paar auf dem Brett stehen. Wenn man die zum Kochen auf Gas gebrauchen will, so dauert es obendrein ewig, ehe sie richtig heiß werden. Die Emailletöpfe müssen ja auch ihre Zeit haben, aber wunderbar flink kocht das Wasser in dem neuen Teekessel aus Aluminium. Kein Wunder also, wenn Mutter sagt: „Ein bißchen teurer ist das Aluminiumgeschirr zwar, aber es hilft so sehr Gas sparen, daß es bald wieder herauskommt!“ — Nun habt ihr gewiß schon einmal nachgedacht, ob das hellgraue Aluminium auch genau so wie Eisen, Kupfer oder Nickel in Bergwerken gewonnen wird, wie ihr es von diesen Metallen in der Schule gelernt habt. „Natürlich,“ meint ihr, „ein Metall ist es doch, und ein solches kommt entweder gediegen, also rein vor, oder als Erz. Dann wird es erst im Hochofen oder der Hütte herausgeschmolzen.“ — Ihr wißt, daß manche Metalle, wie Eisen, fast nie gediegen sich finden. Daß dagegen wieder andere, wie das Nickel, meistens gediegen vorhanden sind, wenn auch im ganzen nicht so häufig. Ihr wißt ferner, daß einzelne Metalle, wie Gold, Platina, Silber und auch noch das Nickel, als „edel“ bezeichnet werden, weil sie durch Rost u. ä. nicht zerstört werden. Daß dagegen Kupfer Grünspan, Eisen Rost ansetzt, besonders in feuchter Luft. Auch von zusammengesetzten Metallen wißt ihr, die durch Mischung ein neues bilden und je nach der Zusammensetzung dann Bronze, Messing od. ä. heißen. Zu welchem von solchen Metallen muß man nun das so leichte Aluminium zählen? Was werdet ihr sagen, wenn ihr erfahrt, daß Aluminium eigentlich im Sinne der obengenannten Metalle überhaupt gar kein Metall ist? Wenigstens kein gediegenes, noch Erz, noch Mischmetall. Es ist ein künstlich hergestelltes Metall. — Es wird aus einer bestimmten Art von Tonerde gewonnen, die wieder aus einem Gestein hergestellt wird. Dies Gestein, Bauxit genannt, ist von ähnlicher Farbe, aber lockererer Beschaffenheit als der Porphyr unserer deutschen Gebirge, und findet sich hauptsächlich in den Bergen Ungarns, Dalmatiens und anderer Donauländer, leider nur noch wenig auf deutschem Gebiet. Dagegen sind es vorwiegend deutsche Fabriken, besonders in der Lausitz, welche die Verarbeitung des Bauxits besorgen. Die Lausitz, reich an ausgedehnten Braunkohlenlagern, bietet durch diese die Gelegenheit. Die Braunkohle ist Heizstoff. Das Bauxitgestein kommt mit Soda in eigens gebaute Schmelzöfen, in denen es auf die ungeheuer hohe Hitze von 1400 Grad gebracht wird und schmilzt. Die sich nun bildende breiartige Masse wird in Wasser gelöscht und kommt durch eine Filterpresse. Sie enthält noch viel Natrium, das herausgetrieben werden muß. Indem man Kohlensäure zusetzt, geschieht dies, und nach Erkalten und Erstarren ist aus dem roten Bauxitgestein ein harter, dunkelgrauer Ton geworden. Dieser ist der Grundstoff zum Aluminium. Es bedarf nun noch einer Reihe von Verfahren,

Friedrich Wöhler*

*Friedrich Wöhler, Chemiker (geboren am 31. Juli 1800 in Eschersheim bei Frankfurt a. M., gestorben am 23. September 1882 in Göttingen), studierte seit 1819 in Marburg, dann in Heidelberg Chemie und Mineralogie, arbeitete ein Jahr lang in dem Laboratorium von Berzelius zu Stockholm und unternahm mit diesem eine längere Studienreise durch Skandinavien, 1825 wurde er Lehrer und 1827 Professor in der neu gegründeten Gewerbeschule in Berlin. 1836 wurde er Professor der Medizin. In den Jahren 1827 und 1828, also vor hundert Jahren, entdeckte er das Aluminium.

bei denen die elektrische Kraft dienen muß. Durch den elektrischen Funken wird der noch im Ton enthaltene Sauerstoff entfernt, und das Al, das Aluminium, entsteht. Es erhält anfangs die Form von großen Blöcken, Blechen oder Schienen und wird aus solchen nun zu all den so sehr verschiedenen Gebrauchsgegenständen verarbeitet, die sich heutzutage schon in fast jedem Haushalt finden. Sei es ein Fingerhut, irgendein Büchschen, ein Trinkbecher oder ein Kochtopf. Sei es ein kleiner Schmuckgegenstand, oder ein Büschel jener schmalen, buntgefärbten glänzenden Metallfäden, die uns den Weihnachtsbaum schmücken helfen. Auch die Kappen der Weinflaschen, die Metallhüllen der Schokoladetafeln u. a. sind jetzt nicht mehr aus dem giftigen, bleihaltigen Stanniol gemacht, sondern aus ganz dünn gewalztem Aluminium. Am allerwichtigsten ist dies leichteste künstliche, dabei aber dauerhafte Metall geworden, weil aus ihm die Hüllen unserer großen Luftschiffe, die Körper der großen Flugzeuge gebaut werden. Auch Motorboote von außerordentlicher Leichtigkeit und daher Schnelligkeit haben sich, aus Aluminium gefertigt, bereits im Gebrauche bewährt. Neuerdings versteht man auch, das Aluminium vorübergehend zu verflüssigen und durch ein Spritzverfahren zum Überzug von eisernen Geräten, z. B. Gaskochern, zu verwenden. Dadurch erhalten jene nicht nur ein schöneres, silbergraues Aussehen, sondern sind vor dem Verrosten geschützt. Durch das Aluminium-Spritzverfahren ist die Möglichkeit gegeben, dieses Kunstmetall in der Zukunft auch zum Schmuck von Bauwerken, zum Überzug eiserner Denkmäler zu verwerten. Und wenn es dem unermüdlich arbeitenden Erfindergeiste gelingt, auch aus anderen, dem Bauxit verwandten Gesteinen, die häufiger als jenes sind, den für das Aluminium nötigen Ton zu gewinnen, so darf man wohl von einem künftigen Zeitalter des Leichtmetalls reden.



Das Lautawerk in der Niederlausitz, die große deutsche Aluminiumfabrik

Nummer 13:

Großes Oster-Preisausschreiben

Wertvolle Preise!

Wie ein Eisenbahnwagenrad entsteht

von Ing. C. Redzich

Wenn wir heutigen, verwöhnten Menschen eine Eisenbahnfahrt unternehmen, behaglich in die weichen Polster zurückgelehnt, windesgeschwind eine herrliche Landschaft durcheilen und deren Schönheiten auf uns wirken lassen, kommt es uns kaum zum Bewußtsein, welcher ungeheure Aufwand an Geisteskraft und mühevoller Arbeit hier geleistet werden mußte, bis ein Riesenwerk soweit gediehen war, daß es ohne Bedenken dem öffentlichen Verkehr übergeben werden konnte.

Gewiß, es liegt im gesamten Wesen des erwerbshastenden menschlichen Geschöpfes, nur das ihm Zunächstliegende einer flüchtigen Betrachtung zu würdigen, Unscheinbares überhaupt nicht zu beachten, falls man nicht unmittelbar damit in Berührung gerät. Das eilig pulsierende Leben mit seinen zahllosen Begleiterscheinungen gewährt uns auch gar keine Muße zu längerem Verweilen an ein und demselben Punkte, wir wollen auch schließlich unser ohnehin belastetes Gehirn gar nicht mit unnützem Ballast beschweren; wir betrachten vom Standpunkte des Kulturmenschen aus alle uns umgebenden Errungenschaften der Technik als eine Selbstverständlichkeit.

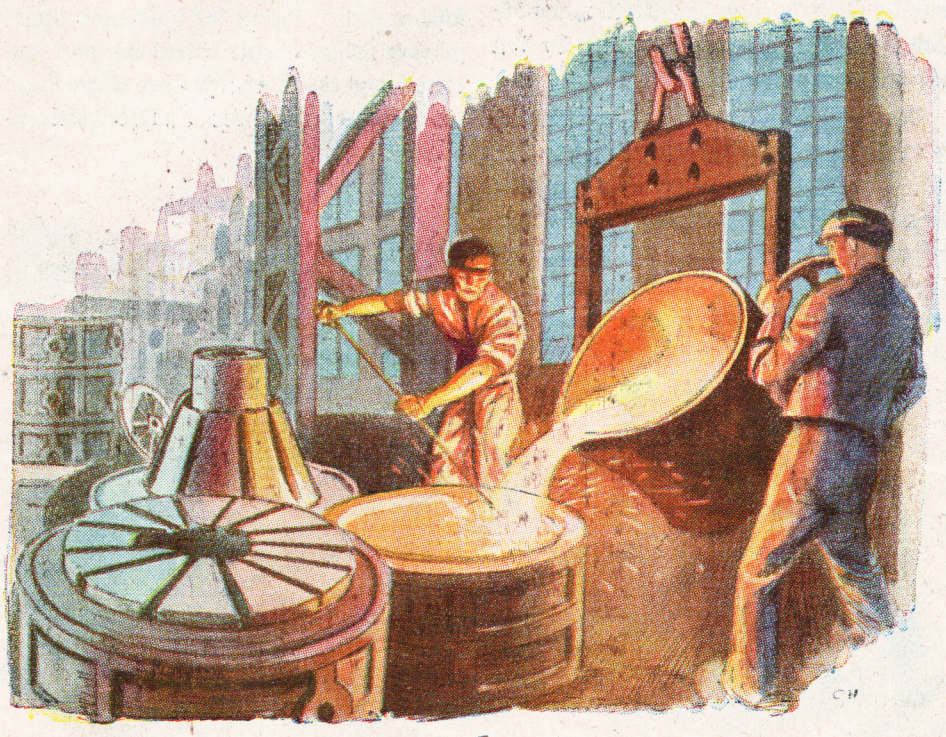
Und doch gibt es Dinge genug, anscheinende Nebensächlichkeiten, die einer näheren Betrachtung und Aufklärung über ihre Zwecke und Schicksale gewiß wert sind. Sie fallen uns nur nicht deutlich genug auf, weil sie, zumeist verdeckt oder in einem Behälter eingeschlossen, selten genug ins Auge springen. Um in diesem Falle nur einen Teil herauszugreifen, wollen wir uns einmal etwas näher mit dem Eisenbahnwagenrad beschäftigen. Wir finden da unter dem Wagen ein auf den Schienen rollendes kreisrundes Etwas, bald wie ein Stern, dann wieder wie eine Scheibe anmutend, ganz einfach und unscheinbar in Form und Gestalt, schmucklos, dabei anscheinend nur zu dem Zwecke angebracht, dem wuch-

tigen Wagengestell eine Fortbewegungsmöglichkeit zu verleihen.

Niemand der Tausende und aber Tausende von hastig dahineilenden Reisenden wirft weder beim Ein- noch Aussteigen auch nur einen flüchtigen Blick auf diesen Wagenunterteil, bleibt nur eifrig bestrebt, sich entweder einen behaglichen Platz im Innern zu sichern oder den Zug nach seiner Ankunft am Ziel so rasch wie möglich zu verlassen. Und so mancher von ihnen ahnt nicht im geringsten, daß unter Umständen sein Leben von der Gebrauchsfähigkeit und Güte eines einzigen Eisenbahnwagenrades abhängt, dieses sogar der allerwichtigste Teil des gesamten Wagenbauwerks ist.

Aus diesem Grunde wird denn auch von unsern Ingenieuren ein ganz besonderes Augenmerk auf die vorzüglichste Ausbildung der Räder gelegt. Die allerbesten Werkstoffe sind gerade gut genug zu ihrer Herstellung, und jedes Stück wird nach der Fertigung in eigens dafür eingerichteten Prüfungsräumen einer peinlichsten Probe auf seine Bruchsicherheit unterzogen.

Die beigegebenen Abbildungen gewähren uns einen Einblick in das größte deutsche Stahlwerk von Krupp, Essen, wo die Eisenbahnwagen- und Lokomotivräder in großen Mengen serienweise, d. h. in Fließarbeit, hergestellt werden. Die bereits vorgepreßten und gewalzten Stahlgußblöcke werden zerteilt, und die Einzelteile gelangen nacheinander an besonders eingerichtete Maschinen, wo an ihnen jeweils irgendeine notwendige Veränderung vorgenommen wird, bis das



Stahlgießerei.

fertige Rad den Werksaal verläßt und im Lagerraum sorgfältig aufgestapelt wird.

Jede Einzelarbeit geschieht unter Verwendung allergenauester Meßinstrumente und Formen; jedes einzelne Stück wird auf seine tadellose Güte nachgeprüft. Denn die Räder haben während ihrer Lebensdauer unzählbaren Schienenstößen zu widerstehen, Millionen und aber Millionen empfindlichster Rucke gilt es aufzufangen auf einer einzigen Fahrt; man betrachte sich nur einmal die Öffnungen an den Schienenenden etwas genauer und höre die betäubenden Geräusche beim Vorüberbrausen eines Eisenbahnzuges, das ununterbrochene Knallen und Schlagen, das durch diesen Aufstoß der Räder zwischen den Schienenenden erzeugt wird, dort an den Stellen, wo die Stöße durch eiserne Bänder und Bolzen miteinander verbunden sind.

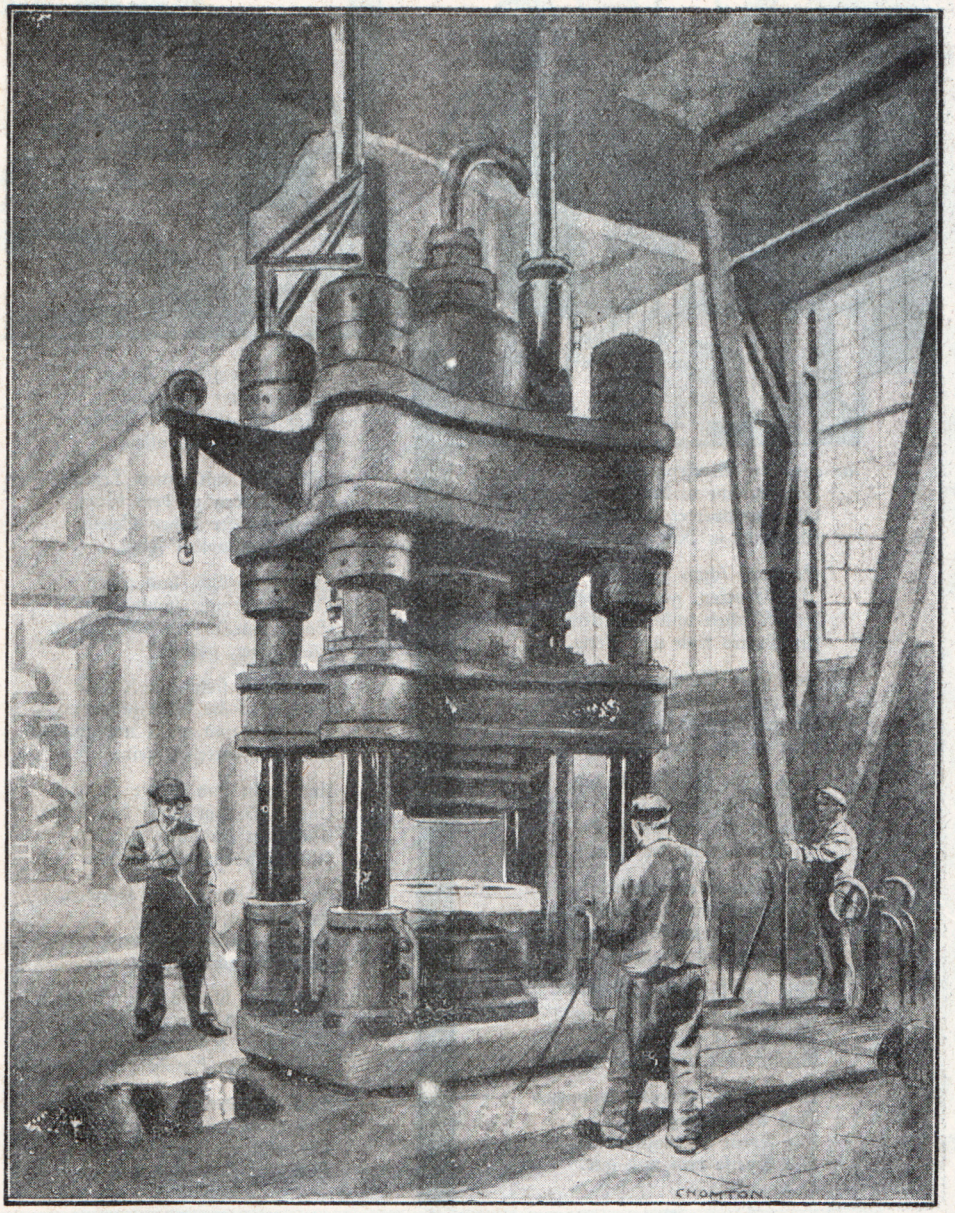
Die Eisenbahnschienen müssen nämlich so verlegt und befestigt sein, daß ihre Enden nicht dicht aneinanderstoßen, sondern einen Zwischenraum bilden. Dieser hat folgenden Zweck: Wärme dehnt die Körper aus; auch die Eisenbahnschiene wird etwas länger, wenn im Sommer die Sonne daraufbrennt. Würde nun dieser genau berechnete Zwischenraum nicht vorhanden sein, so bliebe dem Eisen nur eine seitliche Ausdehnungsmöglichkeit; die Schienen würden sich krümmen und dadurch den Eisenbahnzug zur Entgleisung bringen.

Dieserhalb müssen auch die Räder jene gewaltigen Stöße ertragen können und deshalb ist ihre sorgfältigste Herstellung so dringend vonnöten.

Wißt ihr jetzt, warum das Eisenbahnwagenrad der wichtigste Teil des ganzen Zuges ist? Wird es euch nunmehr verständlich, wie unsere Ingenieure unentwegt immer weitersinnen, gerade diese Räder noch immer mehr zu vervollkommnen, bis sie überhaupt nicht mehr zerstörbar sind? Damit ihr sicher und ungefährdet jederzeit eine Eisenbahnfahrt unternehmen könnt, ebenso eure Schwestern und Brüder, eure Eltern und Verwandten.

Räderwalzwerk.

Damit ihr ohne Furcht einen Eisenbahnzug besteigt, um hinauszueilen in Gottes herrliche Natur, euch erfreuen könnt an all dem entzückenden Blühen und Gedeihen, an all der Prachtentfaltung, wie sie draußen, abseits des Häusermeeres, euer harrt, wenn wieder die belebende Frühlings- und Sommersonne alle kleinen und großen Pflanzengebilde zu neuem Leben erweckt.



Fertigpressen der gewalzten Radscheiben unter der Presse.

Der Glockengu

Wilhelm

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerter Meister,
Gewandt in Rat und Tat.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein;
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenturme,
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise rein und gar,

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich laß auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein.

Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß,
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

Doch hüte dich, und rühre
Den Hahn mir nimmer an,
Sonst wär es um dein Leben,
Für witziger, getan!"

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein;
Das loht und wallt und wirbelt,
Und will entfesselt sein,

Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

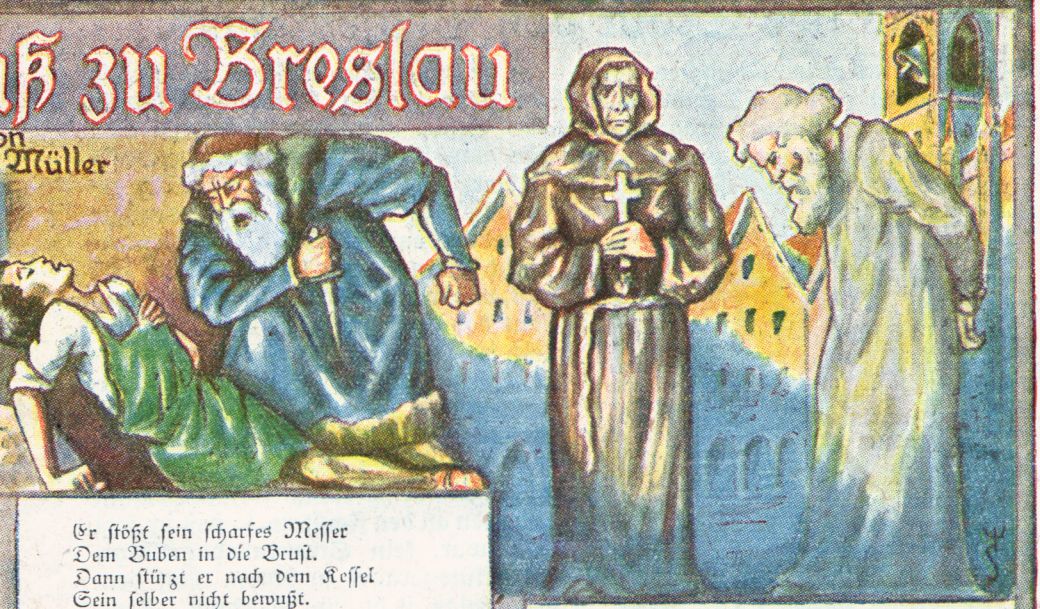
Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angst und bange,
Er weiß nicht, was er tät.

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade flehn. — —

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

aß zu Breslau

n Müller



Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust.
Dann stürzt er nach dem Kessel
Sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann — —
Doch sieh, der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er, abzuräumen,
Und sieht, und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

Der Knabe liegt am Boden,
Er schaut sein Werk nicht mehr:
Ach Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an.
Es tut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurteil
Mit ungebeugtem Mut.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

„Ich dank' euch," spricht der Meister,
„Ihr Herren lieb und wert;
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt:

Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet,
Möcht' wissen, ob's gelang."

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herr'n gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen
So voll, so hell, so rein!
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude sein.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hat in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht.
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

Aus der Stadt des Geigenbaues.

„Wollens mit ernen damischen Billet noach Italien fahr'n, Sö Schoffsack?" — Mit dieser „höflichen" Frage weckte

Mittenwalder Cellomacher.
(Aushöhlen der Deckel.)

mich der biedere altbayrische Schaffner aus einem Nickerchen, das ich, ermüdet von der langen Reise ins Bayrische Hochland, gemacht hatte. „Mittenwald" las ich mit noch schlaftrunkenen Augen am Bahnhofsschild und das machte mich gleich munter. Hatte ich doch einen kleinen Abstecher von Partenkirchen gemacht, um mir das weltberühmte Mittenwald mit seiner Geigenbaukunst anzuschauen. Also, auf dem Bahnhof war ich einmal, als welterfahrener Großstädter werde ich auch die Stadt finden, sagte ich mir und stampfte, neugierig der Dinge, die ich dort sehen würde, die Straße entlang. Aber soviel ich auch schaute, da waren nirgends eine Straßenbahn oder asphaltierte Straßen zu sehen, wie sie doch zu einer rechtschaffenen Stadt gehören. Fragend wandte ich mich an ein Dirndl. Das lachte. „Ha no, sö san aber gspaßig, Mittenwald, das ist kan Stadt nett, dös ist an Flecken, dös glaubst." Aha, hochmütiger Großstädter, dachte ich, du hast natürlich geglaubt, so ein weltberühmter Ort müßte unbedingt eine Stadt sein. So schlenderte ich dann weiter und bemerkte jetzt erst, wie wunderlieblich und doch imposant das Landschaftsbild war. So idyllisch der Ort, rings von hohen, zerklüfteten Bergen eingeschlossen, in dem blumigen, schönen Isartal — wie ein Veilchen zwischen Felsstücken. Durch winklige, saubere Gassen ging ich, zwischen niedrigen, weißgetünchten Häuschen, mit Blumen an den Fenstern, so daß ich jetzt froh war, kein Straßenbahngeklingel und Autogerassel zu hören. Auf dem Marktplatz steht ein Denkmal. Nun, was wird das wohl für ein Fürst oder Heiliger sein? Weit gefehlt, es ist der Begründer dessen, was Mittenwald so berühmt gemacht hat. Der Begründer der Geigenbaukunst, Matthias Klotz. Er lebte so um das Jahr 1670 und war der erste Geigenbauer von Mittenwald, hatte dort die Kunst zu

Mittenwalder Cellomacher.
(Arbeiten an Hals und Schnecke.)

hohem Ansehen gebracht, nachdem er lange Jahre in Italien von den Meistern gelernt hatte, wie man gute Geigen baut. Nachdem ich diesen Dorfahnen betrachtet hatte, wollte ich mir auch eine Geigenbauwerkstätte ansehen, und trat, als ich in einem Hause durch das Fenster eine Geige hängen sah, mutig, wie ich war, mit dem landesüblichen „Grüß' Gott!" hinein. Hei, was war da nicht alles zu sehen: Geigen in allen Größen und Farbenschattierungen, fertige und im Bau begriffene Baßgeigen, Lauten, Gitarren; an den Wänden Hobel, Feilen, Schnitzmesser, Sägen, Holzstapel, alles in buntem Durcheinander und dennoch alles wohlgeordnet. Und mitten drin der Geigenbauer. Dieser nahm zuerst gar keine Notiz von mir, denn der Bayer ist schweigsam, besonders bei fleißiger Arbeit. Als ich aber sein Wohlwollen durch eine gute Zigarre erworben hatte, da legte er sein Handwerkszeug beiseite, und schmauchend begann er zu erzählen: „Ja, sehen 's Herr, das ist jetzt fast nix mehr mit dem Geigenbau. Mein Großvater und Urgroßvater selig und noch weiter zurück, die war'n was, die waren angesehen, und wenn 's nen Kraxen voller schöner und guter Geigen zum Jahrmarkt einizogen san, da hab'n sich die größten Herren, die reichsten Patrizier, die Fugger in Augsburg und die Klosterherren drum gestritten, so ane Mittenwalder Geige zu kriegen. Aber jetzt — o mei — jetzt gibt's Fabriken, die so an Schund herstellen, daß es a Schand ist. Trotzdem, wer ane gute Geige haben will, der kommt zu uns, die wir ohne Maschinen arbeiten, alles nur mit der Hand, nach alten, vom Vater auf den Sohn vererbten Mustern und Verfahren. Sehen 's da an der Wand hängen die Auszeichnungen und Medaillen im Rahmen, von mei'm Urgroßvater, Großvater und Vater und mir, alles Auszeichnungen für Geig'n, weiß Gott, wir san all Künstler in unserm Fach, so leicht macht uns keiner was nach." Noch manches erzählte er mir von seiner Kunst, von der Not, mit der die Geigenbauer in der Konkurrenz der Fabriken zu kämpfen haben. Aber ich wollte auch erfahren, wie eigentlich eine Geige entsteht.

Mann aus Mittenwald.

„Ja, dös sieht so einfach aus, is aber gar schwer, so an Geig'n zu bauen. Sehen 's, da hab' ich gerade so eine Baßgeige in Arbeit. Dös wird alles geschnitzt. Nachdem alles fein aufeinandergepaßt ist, wird's zusammengeleimt und dann kommt die Hauptarbeit: 's Polieren. Und das ist die Kunst bei allem. Wer 's Lackieren und Polieren nit versteht, der soll wegbleiben vom Geigenbau. Wir all' polieren nach uralten Rezepten von den alten italienischen Geigenbauern, wie dem Amati, Stradivari und anderen. Sehen 's den großen zweistöckigen Schuppen da, der liegt von oben bis unten voll von Ahorn-, Buchen-, Fichten-, Vogelbeerbaum- und Ebenholz. Daraus

Die Kirche von Mittenwald. (Im Hintergrunde der Wetterstein.)

holen sich alle Mittenwalder Geigenbauer, was sie an Holz brauchen. Aus dünnen Ahornblättchen (ganz dünne Brettchen) schnitzen wir unter Verwendung von Blechschablonen Boden und Deckel. Die Seitenwand — Zage genannt — wird mit heißem Eisen in die Achtform gebogen, dann kommt der Hals. Darum können wir auch unsere Geig'n nit so billig herstellen wie die Fabrikanten. Bei uns kostet immer so eine Geig'n 400 bis 500 Mark, aber dann ist es auch das Best, was es gibt." Und mit neuem Eifer schnitzte er an seinem Geigenhals weiter.

Davon, daß Werkzeuge als durchaus persönlich betrachtet und behandelt werden müssen, ist wohl jeder wahre Fachmann überzeugt. Warum sollte es deshalb nicht möglich sein, daß sich Werkzeuge einmal im Meinungsaustausch befinden? Folgendes sei hierüber wortgetreu aufgezeichnet:

„Verehrte Kollegen," begann der Meißel, „wir sind hier durch Zufall zusammengekommen und werden nun diesen glücklichen Umstand benutzen, um uns einmal über unsere traurige Lage zu unterhalten. — Jawohl, traurige Lage," bekräftigte der Sprecher das Beifallsgemurmel der Werkzeuge, „oder ist jemand unter euch, der da sagen kann, er wird von seinem Herrn gut behandelt oder es wurde bei seiner Werkzeugwerdung mit der größten Sorgfalt verfahren?" Verlegene Stille umher. „Na also," fuhr der Meißel fort, „aber so ist unser Dasein; der Mensch braucht uns, doch er behandelt uns nicht danach! Ausnahmslos tragen wir Spuren sehr unsachgemäßer Behandlung an unseren Körpern. Seht da den Winkel, der zwischen den Feilen liegt, den Zirkel mit den zerschlagenen Schenkeln, den Hammer mit der ausgeplatzten Bahn und Finne, die aufgespaltenen Hefte an den Feilen und Schabern, die krummen Dorne und Durchschläge, die ausgebrochenen Zangenmäuler, die Lineale und Maßstäbe mit Kratzern und Beulen usw. usw."

„Sehr richtig," meinte ein Schraubenzieher, „wenn wir einigermaßen vernünftig gebraucht würden, so könnten wir uns nicht nur durch längere Lebensdauer, sondern auch durch bessere und sauberere Arbeitsverrichtung den Menschen erkenntlich zeigen. Wenn ich z. B. meinem Verwendungszweck entsprechend vorgerichtet bin, d. h. immer nur für eine Schraubensorte benutzt werde, so kämen Beschädigungen, die ich jetzt durch meine zu schmale Angriffsfläche an zu breiten Schraubenschlitzen verursache, nicht mehr oft vor!"

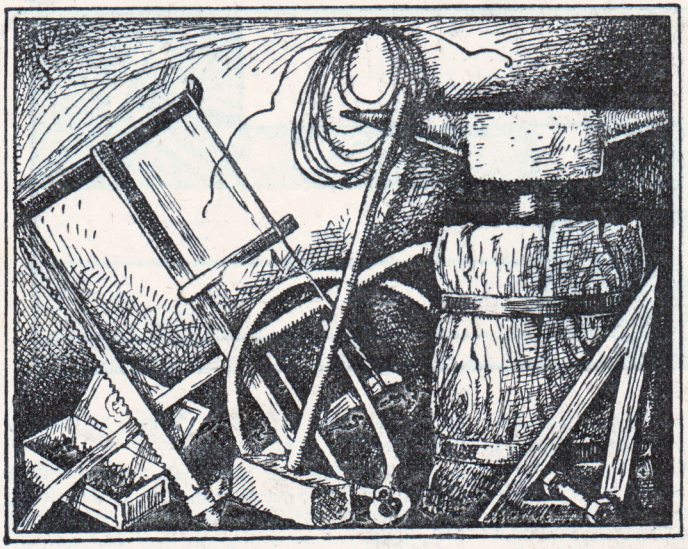
„Auch ich bin sehr unzufrieden mit meinem Bediener," klagte der Schraubstock, „nicht allein, daß dieser Mensch mich häufig mit den Füßen übermäßig zusammenspannt, steckt er sogar ein langes Rohrende auf meinen Griff, um das Werkstück zwischen meinen Backen mit aller Gewalt festzupressen, ohne dabei zu bedenken, wie sehr bei einer solchen rohen Behandlung Spindel, Gehäuse und Backen leiden müssen. Gegen leichte Hammerschläge bin ich wohl ziemlich unempfindlich, doch wurde gestern beim Biegen von starken Blechen auf mich losgehämmert, als wenn ich ein Amboß wäre!"

„Nun," fiel der Amboß schnell in die Unterhaltung ein, „was das anbetrifft, so darf die letzte Äußerung natürlich nicht so verstanden werden, als wenn ich auch Gewaltproben aushalte. Das Gegenteil ist der Fall. Wenn auf meiner gehärteten Fläche, vielleicht sogar auf den Kanten, schwere Hammerschläge geführt werden, so kommt es vor, daß ich absplittere. Einem Verwandten von mir wurde durch einen ungeschickten Zuschläger das Horn abgeschlagen."

„Am schlechtesten werden wir wohl behandelt", sagte eine Zange. „Uns werden fast stets Arbeiten zugemutet, die weit über unsere Kräfte hinausgehen; die Folge davon ist, daß unsere Schenkel brechen oder sich verbiegen oder daß die Schneiden ausspringen."

„Genau so ergeht es uns", klagte eine Blechschere. „Unser Widerstand gegen zu starke Materialien wird durch Gewalt gebrochen, und die Leidtragenden bei solchen Roheitsdelikten sind wir dann."

„Häufig kommt man noch gar nicht zum richtigen Gebrauch, weil wir zu irgendeiner Arbeitsverrichtung mangels sachgemäßer Herstellung gar nicht fähig sind", ließ sich ein Durchschlag vernehmen. „Bei uns kommt es hauptsächlich darauf an, daß unsere Durchschlagsfläche unbedingt gerade gemacht wird und wir



richtig gehärtet werden. Beides Voraussetzungen, die fast nie erfüllt sind. So brechen wir dann schon bei dem ersten Schlag ab und werden, wie ihr an mir sehen könnt, dann achtlos in die Ecke geworfen."

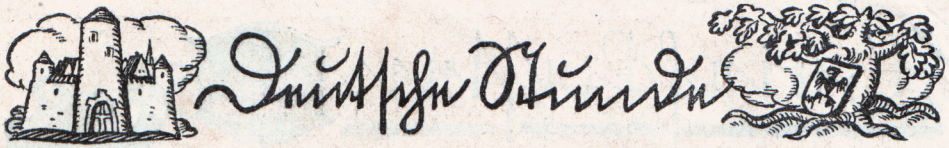
„Es ist eigentlich sonderbar," begann eine Schublehre, „daß die Menschen so wenig Wert darauf legen, uns Meßwerkzeugen eine liebevolle Behandlung zuteil werden zu lassen. Sie schaden sich doch selbst dadurch, wenn es mit unserer Genauigkeit vorbei ist. Wir können es nun einmal nicht vertragen — ohne uns damit über euch hervorheben zu wollen —, daß wir mit anderen Werkzeugen zusammengelegt werden, daß wir nach Gebrauch ohne unsere Schutzhüllen auf der Feilbank umherliegen und daß wir durch Feilspäne und Staub verunreinigt werden. Ein Meßinstrument, das nicht genau ist, hat natürlich jeden Wert verloren!" Damit schloß die Sprecherin unter Zustimmung ihrer näheren Verwandten, des Maßstabes, einiger Grenz- und Lehrenlehren und Mikrometerschrauben.

„Manchmal muß man auf den Gedanken kommen, daß wir geradezu mutwillig zerstört und beschädigt werden", klagte eine Metallsäge. „Da wird auf uns herumgedrückt, daß die Funken fliegen und natürlich unsere feinen Zähne mit! Es ist selten ein Arbeiter anzutreffen, der eine Handsäge richtig zu bedienen versteht! Wir vertragen es nicht, zumal wenn wir neu sind, daß auf uns ein allzu starker Druck ausgeübt wird. Besonders muß dies beim Rückwärtsziehen vermieden werden. Eins wäre noch erwähnenswert: Wenn ein Sägeblatt nach längerer Schnittleistung stumpf und durch ein neues ersetzt wird, so darf letzteres niemals in den vorhandenen Schnitt eingesetzt werden, weil ein abgenutztes Sägeblatt einen schmäleren Schnitt herstellt als ein ungebrauchtes. Das zu zerschneidende Material wird am besten dann gedreht und eine unberührte Stelle angesägt. Wir sind auch dafür sehr dankbar," so schloß die Säge ihre Rede, „wenn wir bei längerer Arbeitsverrichtung an den Seiten (nicht an den Zähnen!) mit etwas Talg oder Paraffin bestrichen werden."

In diesem Augenblick wurde die Unterhaltung der Werkzeuge dadurch unliebsam gestört, daß ein Arbeiter kunterbunt alles durcheinander warf, um — den Schraubenzieher zu ergreifen!

Stufenleiter.

Wer ist Lehrling? — Jedermann!
Wer ist Geselle? — Wer was kann!
Wer ist Meister? — Der was ersann!



Geleitet von Lehrer Harald Wolf.

(32. Fortsetzung.)

Der deutsche Volkscharakter im Spiegel der Sprache. II.

Ein besonders schönes Zeugnis von der tiefen Herzensbildung und dem Zartgefühl unseres Volkes legen die Wörter Geschwister, Ehe, Muttersprache, Frau und ähnliche ab; denn sie lassen untrüglich erkennen, daß das weibliche Geschlecht und die Ehe schon von alters her geehrt und geachtet wurden. Wieso? Wir sagen — im Gegensatz zu andern Völkern! — für Brüder und Schwestern Geschwister, benennen sie also nach dem weiblichen Teil der Gemeinschaft! Dasselbe tun wir bei Brautpaar und bei Schwiegereltern, Schwiegervater usw. (abgeleitet von die Schwieger und nicht von der Schwäher!). Für den Mann der Braut bilden wir kein besonderes Wort, sondern nennen ihn Bräutigam (ahd. brutigamo = Brautmann). Der Römer sagt sermo patrius (Vatersprache), wir dagegen feinfühlend Muttersprache. Frau (ahd. frouwa) ist die weibliche Form von frauja (= Herr; vgl. Frondienst = Herrendienst!); sie steht demnach als Herrin dem Manne im Ansehen gleich.

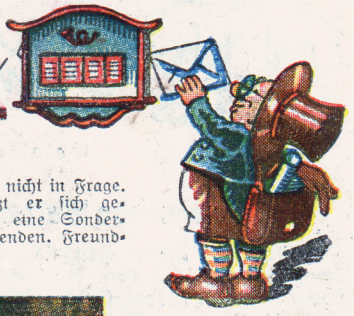
Die hohe und ernste Auffassung der Ehe als ein gesetzmäßiges, Vertrauen gewährendes, festes Rechtsverhältnis zwischen Mann und Weib beweist folgendes: Germanisches ewa, êwe oder ê bedeutete nämlich gleichzeitig Gesetz, Recht und Ehe (êhaft = echt!); in Gemahl (ahd. gimahalo) steckt mahal = Vertrag; Hochzeit (mhd. hochzît) bedeutete hohes Fest, und trauen (vermählen) ist stammverwandt mit trauen (glauben, vertrauen) und Treue.

Wie peinlich genau und gewissenhaft der Deutsche ist, verrät auch seine Sprache durch mancherlei Eigentümlichkeiten. Während z. B. der Franzose stets die letzte Silbe im Worte betont, den Hauptton an das Satz ende verlegt und schneller und schwächer spricht, hebt der Deutsche stets die Stammsilbe — also die gehaltvollste — der Wörter und entsprechend im Satze das wichtigste Wort durch langsame und starke Betonung hervor. Das Verlangen, sich möglichst klar und verständlich auszudrücken, ließ viele zusammengesetzte Wörter entstehen, in denen beide Teile dasselbe sagen; z. B.: Schalksknecht (mhd. schalc = Knecht, Hinterlistiger), Diebstahl (ahd. stala hatte allein schon den Sinn des ganzen Wortes!), auch bei Damhirsch, Salzsaline, Nutznießung, Schienbein, Windhund, Bimsstein, Sahlweide u. a. hatte einst schon die erste Silbe allein die volle Bedeutung der später unnötig erweiterten Doppelwörter. So ist es auch kein Wunder, daß kein Volk so oft wie das deutsche unverständlich erscheinende Wörter einfach in ganz andere, nunmehr aber verständliche Ausdrücke umwandelte. (Siehe 7. Fortsetzung: Volkstümliche Umdeutung des Wortsinnes.)

Die deutsche Gewissenhaftigkeit artete aber — leider! — zur Kleinlichkeit in Rechtschreibung und Zeichensetzung aus! So schreiben z. B. heute noch alle anderen nur das erste Wort eines Satzes mit großem Anfangsbuchstaben; der Deutsche aber tut dies seit dem 17. Jahrhundert auch bei allen Dingwörtern. (Wieviel Kopfzerbrechen aber bereiten uns nun die vielen Zweifelsfälle! Und die anderen Rechtschreibungssorgen?!) Auch setzt kein anderes Volk so viele und so vielerlei Satzzeichen wie wir; die sog. Gänsefüßchen z. B. sind vollkommen überflüssig, ebenso ist das Auslassungszeichen (Apostroph) nur eine Folge der übertriebenen deutschen Gewissenhaftigkeit.

Die gemütvolle Veranlagung des Deutschen brachte es mit sich, daß er Äußerlichkeiten gering achtete, ja vernachlässigte; auch dies offenbart die Sprache. Die im Gotischen, Ahd. und Mhd. noch den romanischen Sprachen ebenbürtige Klangfülle geht immer mehr verloren, das blasse e verdrängt die vollen a, o, u; harte, unschöne Mitlauthäufungen (z. B. in: Holzpflock, Sumpfpflanze) nehmen zu. Kampffahne hieß ahd. noch gundfano, im Italienischen heute (!) gonfalone! Die deutsche Derbheit legte keinen Wert auf gefällige Sprachformen und streng geordnete Wortfolge. (Der Franzose muß sagen: Ich habe gesehen das und das dort und dort; wir bringen das Wort gesehen erst am Ende des Satzes, und sei er noch so lang; haben also mehr Geduld als der unruhige Romane!) Der Inhalt ist dem nachdenklichen, grübelnden, beharrlichen Deutschen die Hauptsache. Dies beweist das französische Sprichwort, das ein recht gelehrtes Werk ein — deutsches Buch (un livre à l'allemande) nennt!

Briefkasten



Zur Beachtung! Diejenigen Leser und Leserinnen der „Rama-Post", welche auf Grund einer Veröffentlichung in unserer Zeitung von anderen Kindern Briefmarken, „Palmin-Post" oder sonstige Gegenstände im Tausch erbitten und empfangen, erinnern wir daran, daß sie zur Gegenleistung verpflichtet sind.

„Palmin-Post" wünschen zu tauschen: Frida Ulrich, Lehrerin, Erfurt, Allenstr. 15 III; Joseph Becker, Trier (Mosel), Hauptmarkt 1 I; Erich Bloch, per Adr. Soidor Gloch, Emmendingen (Baden); Ernst Bernschneider, Bensheim a. d. B., Karlstr. 1; Erwin Beil, Berlin-Charlottenburg, Schlüterstr. 50; Kurt Heißler, Arnstadt (Thür.), Kleine Rosengasse 26 part.; Ruth Hast, Wiesdorf (Rhein), Hebbelstraße 13; Beate Adolphy, Langenlonsheim (Nahe); Emma Huth, Memmingen, Weberstr. 4; Franz Kettlitz jun., Kaiserswaldau, Kreis Goldberg-Haynau, am Bahnhof; Lotti Hellmuth, Kassel, Immelmannstr. 8; Gustav Burmeister, Danzig-Schidlitz (Freistadt), Unterstr. 3 II; Erna Teubner, Magdeburg, Hindenburgstr. 17; Gerda Oppenheimer, Kitzingen a. M., Rosengasse 13 I.

Karl Neumeier, Barmen-Lgfd. 1. Das Wort Attentat ist lateinischen Ursprungs; es bedeutet verbrecherischer Angriff gegen Leben oder Gesundheit, besonders gegen eine politisch bedeutende Persönlichkeit; auch jeder strafbare Angriff auf Rechtsgüter wird als Attentat bezeichnet. — 2. Graupen werden von Gersten, und zwar zwischen 2 rollenden Steinen hergestellt, die je nach Korngröße die Körner schälen, rollen oder polieren.

Johanna Mayer, Ludwigshafen a. Rh., Storlingstraße 7II, wünscht Briefwechsel mit 11—12jährigen Rama-Freundinnen.

Schwarzwaldfreund. Deinen Aufsatz über „Die Heimat" finden wir schön. Besten Dank für deine Bemühungen. Vorläufig kommt aber eine Veröffentlichung des Beitrages nicht in Frage. Vielleicht läßt er sich gelegentlich für eine Sondernummer verwenden. Freundlichen Gruß.

Joseph Groten, Plitschard. Der höchste Berg der Welt ist der Mount Everest mit 8836 Meter; er liegt in Tibet, dem größten Hochland der Erde.

Marianne Soti, Breslau. In Nummer 13 veröffentlichen wir ein schönes Oster-Preisausschreiben. Sorge dafür, daß du diese Nummer beim Kaufmann erhältst, damit du dich an dem Preisausschreiben beteiligen kannst. Es sind viele wertvolle Preise ausgesetzt.

M. C. J. München. Der langlebigste Mensch war der Engländer Thomas Carn. Nach dem Kirchenbuch der Stadt London wurde er 1588 geboren und starb im Jahre 1795, er erreichte also ein Lebensalter von 207 Jahren.

Hilde Sorgfelt, Hamburg. Unser Verlag pflegt die Jahrgänge, Kalender und Zeitungen nicht gegen Nachnahme, sondern nur gegen Voreinsendung des Betrages zu versenden. Am besten ist es, den Betrag gleichzeitig mit der Bestellung, und zwar durch Zahlkarte auf unser Postscheckkonto 98416 Köln zu überweisen. Auf dem Abschnitt der Zahlkarte kann rückseitig vermerkt werden, was gesandt werden soll.

Germanien. Eidechsen fressen allerlei kleinere Insekten, die man auf Streifzügen erbeutet, Mehlwürmer, Fliegen, Spinnen sowie auch ab und zu ein Stückchen süßes Obst.

Beim Einkauf von „Rama-Margarine butterfein" erhält man umsonst abwechselnd von Woche zu Woche die Kinderzeitung „Die Rama-Post vom kleinen Coco" oder „Die Rama-Post vom lustigen Fips".

Fehlende Nummern sind gegen Ersatz unserer Porto-Auslagen von 5 Pf. (in Briefmarken) pro Exemplar vom Verlag erhältlich.

Wer etwas mitzuteilen hat, schreibe an: „Die Rama-Post vom kleinen Coco", Goch (Rhld.).

Für den Inhalt verantwortlich: P. Mengelberg, Goch (Rhld.)